

Eine Wirtschaft, in der wir einander tragen

Mit jedem Editorial, das ich einer neuen Ausgabe voranstelle, lade ich Sie ein, sich ein wenig in meinem Gedankenhaus umzuschauen. Nehmen Sie Platz am Tisch meiner Überlegungen und lassen Sie sich darauf ein, dass etwas geschieht, das Sie in Resonanz bringt. Vielleicht ein Mitschwingen, vielleicht auch ein abwehrendes Stirnrunzeln. Mein Leben lang bin ich Gastgeber – sowohl im praktischen Sinn als auch im übertragenen. Stets strebe ich danach, einen Raum zu schaffen, in dem es sich gut leben lässt.

Doch das Abenteuerliche sollte nicht zu kurz kommen. Das gilt im physischen Sinn und mit zunehmendem Alter umso mehr im geistigen. Ich möchte dazu beitragen, dass unsere Leserinnen und Leser die Mühen und Plagen des Alltags mit all den damit zusammenhängenden Konsequenzen auf das Leben für einen Moment eintauschen können gegen etwas, das ihnen zeigt: Das Leben ist abwechslungsreich, und wir sollten Labore für unsere inneren Sehnsüchte schaffen, damit sich durch Revolten, Innovationen und Experi-



mente das Neue entwickeln kann. Manchmal genügt dafür einfach nur Stille. Ein leerer Raum.

Die Unterdrückung innerer Idealbilder zugunsten gesellschaftlich geschaffener Muster ist gefährlich für uns. Diese Ideale mögen eine etablierte Ordnung oder eine künstliche Konventionalität stören, aber sie können uns vor dem Tod im Leben retten, vor einem Roboterleben, vor Langeweile, vor dem Verlust des Selbst, vor Versklavung. Wenn wir ein Muster vollständig akzeptieren, das nicht von uns geschaffen wurde und das wir nicht wirklich als unser eigenes empfinden, dann verdorren wir und sterben. Die konventionelle Struktur der Menschen ist oft nur eine Fassade. Darunter verbirgt sich meist ein Mensch mit originellen Gedanken oder erfinderischer Fantasie, die aus Angst vor Spott und Ausgrenzung nicht gezeigt werden.

Schriftsteller und Künstler beispielsweise sind bereit, das für uns zu tun. Sie sind Wegweiser und Kartografen zu größerer Aufrichtigkeit. Sie sind nützlich, ja sogar unverzichtbar für die Gemeinschaft. Sie halten uns die Vielfalt vor Augen, die den Menschen so faszinierend macht. Ich will Beuys Ansicht nicht überstrapazieren, aber seine Einschätzung, wonach jeder Mensch ein Künstler sei, zeigt, dass wir selbst maßgeblich zu unserer Heilung beitragen können. Mein nunmehr 20-jähriges Wirken für diese Zeitschrift war stets von Selbstzweifeln begleitet. Theoretisieren wir nicht zu viel und handeln zu wenig? Warum beschäftige ich mich mit Reformideen, die unzählige geistige Koryphäen vor mir auf brillante Weise dargebracht haben, von denen jedoch bis heute kaum etwas in die Realität umgesetzt wurde? Weshalb verbringe ich so viel meiner Lebenszeit mit dem Nachdenken darüber, wie etwas in die Praxis überführt wird, das noch nie jemand ausprobieren konnte? Ist die Wirtschaft nicht zu komplex und vor allem zu groß, als dass es sich lohnen würde, als Einzelner zu glauben, man könne Impulse für radikale Änderungen geben?

Solche Fragen können einen lähmen. Sie können aber auch leise werden, wenn etwas dazwischenkommt, mit dem man nicht gerechnet hat.

In meinem Fall war es vor nicht allzu langer Zeit eine Mail. Norbert Olah, Physiker und langjähriger Begleiter freiwirtschaftlicher Diskurse, hatte einen Beitrag von mir gelesen und machte mich auf vier Aufsätze aufmerksam, die er gemeinsam mit Thomas Huth und Dirk Lühr in den vergangenen Jahren in der Zeitschrift für Sozialökonomie veröffentlicht hatte. Die Mail war kurz; das, was sie auslöste, ist es nicht. Aus ihr ist die Synthese geworden, die diese Ausgabe trägt.

Bevor ich erzähle, was diese Synthese leistet, möchte ich eine Erinnerung mit Ihnen teilen, die ich mit Nor-

bert Olah verbinde. Wir waren 2012 gemeinsam auf einer Wahlkampfveranstaltung in Düsseldorf — im Grunde eine politische Pflichtübung, deren konkrete Inhalte mir längst aus dem Gedächtnis gefallen sind. Im Foyer des Hotels stand ein Flügel. Norbert setzte sich spontan daran und spielte ein klassisches Stück so virtuos, dass Menschen, die durch die Räume eilten, stehen blieben. Sie hörten zu. Von der Veranstaltung selbst ist mir wenig geblieben. Von diesem Moment alles.

Es gibt eine alte Verbindung zwischen Mathematik und Musik, die mindestens bis zu Pythagoras zurückreicht. Wer beide Disziplinen pflegt — und Norbert tut das auf besondere Weise —, weiß um eine Eigenart der Welt: dass sie auf Verhältnissen gebaut ist, deren Stimmigkeit man nicht beweisen muss, sondern hört. Eine Oktave ist ein Verhältnis. Ein Akkord ist ein Verhältnis. Auch die sogenannte „Goldene Regel“ $r = g$ — der Kern der erwähnten Synthese — ist ein Verhältnis — eines, in dem Zins und Wachstum, die sonst gegeneinander streben, miteinander in einen Gleichklang treten könnten.

Was Olah, Huth und Löhr mathematisch nachweisen, lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Eine Wirtschaft, in der niemand mehr unsichtbar für andere mitzählt, ist keine schöne Utopie, sondern ein definierbarer Zustand. Sie ist der Zustand, in dem der Zins auf Kapital gleich der Wachstumsrate der Wirtschaft ist. Wenn diese Bedingung erfüllt ist, finanziert Arbeits-einkommen den Konsum, Kapitaleinkommen die Investition, Bodenrenten die öffentliche Hand. Die Preise sind stabil. Der Wachstumszwang verschwindet. Und — das ist die mathematische Pointe, mit der die Synthese ihre Leserinnen und Leser am meisten überrascht — die beiden Reforminstrumente, die diesen Zustand herstellen, eine Haltegebühr auf Geld und eine Bodenwertsteuer, lassen sich gleichermaßen aus Silvio Gesells Freiwirtschaft und aus Milton Friedmans monetaristischer Theorie herleiten. Zwei Ökonomen, die normalerweise als Antipoden gelten, kommen zur selben Schlussfolgerung. Das ist nicht Zufall, sondern mathematische Notwendigkeit.

Bei der Arbeit an dieser Synthese sind mir Bertrand Russells Worte über das, was er „*nutzloses Wissen*“ nannte, wieder begegnet:

„Der vielleicht wichtigste Vorteil ‚nutzlosen‘ Wissens ist, dass es eine kontemplative Geisteshaltung fördert. Die Gewohnheit, Freude eher im Denken als im Handeln zu finden, ist ein Schutz vor Unklugheit und übermäßiger Machtgier, ein Mittel, um Gelassenheit im Unglück und Seelenfrieden inmitten von Sorgen zu bewahren.“ Russell warnte vor dem Handeln ohne Denken — und er fügte hinzu, dass die Freude am Denken kein Rückzug

aus der Welt sei, sondern ein Schutz vor dem, was die Welt zerbrechen lässt. Was er als individuelle Tugend beschrieb, lässt sich auch als Eigenschaft einer Wirtschaftstheorie lesen. Die Arbeit, die ich auf den folgenden Seiten vorstelle, ist in genau diesem Sinn

kontemplative Arbeit. Sie bietet kein schnelles Programm. Sie legt eine Struktur frei, die seit Jahrzehnten bekannt ist und doch bis heute kaum den Weg in das öffentliche Bewusstsein gefunden hat. Wer die Mathematik prüft, findet eine Konsequenz. Wer die Sprache zwischen den Formeln liest, findet eine Einladung.

Eines möchte ich zur ehrlichen Verortung sagen: Norbert Olah, Thomas Huth und Dirk Löhr kennen die Synthese, die diese Ausgabe trägt, in dieser Form nicht. Sie ist meine eigene Lesart ihrer Arbeiten — geschrieben in dem Bewusstsein, dass eine theoretische Konstruktion sich nicht von selbst übersetzt. Eine Brücke muss jemand bauen, der zwischen den Sprachen gewandert ist. Das habe ich versucht, und bin gespannt darauf, was die drei Autoren von dem Ergebnis halten werden.

Und so kehre ich zur Eingangsfrage zurück: Ist es nicht naiv, als Einzelner zu glauben, man könne Impulse für radikale Änderungen geben? An manchen Tagen weiß ich es nicht. An anderen — wenn eine Mail eintrifft, von der ich nichts erwartet hätte, oder wenn mir die Erinnerung an einen virtuos gespielten Flügel im Foyer eines Hotels wiederkommt — denke ich: Womöglich ist die Frage falsch gestellt. Es geht nicht um den einen großen Impuls, sondern um die Bereitschaft, zuzuhören, wenn der nächste kommt — und um die Geduld, dem Gehörten eine Form zu geben, die andere weiterreichen können. Vielleicht ist das die Bewegung, in die wir miteinander treten könnten: eine Wirtschaft, in der wir einander tragen. Ein Verhältnis, das wir mathematisch beschreiben können — und das wir hören würden, wenn wir es lebten.

Herzlich grüßt Ihr

Andreas Zangemann

